

Advent

Autor(en): **M.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 50

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Nebel war sehr dicht, und man sah kaum die Grenze zwischen Fels und Firn. Die Randluft schien übermäßig groß, darüber etliche Meter graues Geschroße und dann wallender Dampf.

Beni zeigte dorthin. „Knapp über dem Schnee, in der Felswand. Keine hundert Schritte! Ich hab's auch gehört.“

„Vielleicht eine Gemse.“

Es war still — das Geschöpf dort oben mußte sichernd haltgemacht haben. Wir gingen einige Schritte weiter auf dem flachen Firn — da ging es oben unsichtbar mit uns. Nieseln von Steinen, die in den Schnee spritzten. Wir sahen sie, wie sie aus der Wand kamen, aber wir sahen den Fuß nicht, der sie gelöst hatte.

„Mina — Mina! Hieher! Hier sind wir.“

Das Echo klapperte mit den Worten hohl und leer wie Raffeln beinerer Würfel auf einem Trommelfell.

Jetzt war mir, als bewege es sich oben, grau in grau. Ein Schatten nur, ein Phantom.

Da sprang Beni, der dicht an mir stand, mit beiden Beinen in die Höhe und fiel zusammen wie ein leerer Sack. Ein Schuß heulte alle Teufel des Widerhalls wach. Steine prasselten aus der Wand, Kreischen genagelter Schuhe auf dem Stein verlor sich nach oben. Ein Mörder floh zur Höhe.

Es war wieder grußstill, erste lautlose Flocken schwebten nieder. In den Firn fraß sich heißes Lebensblut.

Auf meinen Schultern habe ich den Armen nach Rocca getragen.

* * *

Der Winter ist im Bergland. Unwahrscheinlich sieht man an hellen Tagen in der fernen Talsfurche das Grün des Unterlandes, wo schon Drangen gedeihen und an den sonnigen Hängen die stachelige Opuntie wächst.

Ueber die Rondina schwingt sich die neue Brücke aus Stahl und Beton, aber ihr hoher Schneebelag weist keine Trittsuren auf. Lawinen haben den Weg ins Tal vernagelt. Vor vier Tagen begann es, rauschend ergoß sich der weiße Strom aus den tiefhangenden Wolken, und dann begannen die lautlosen Berge zu sprechen. Der Donner der Lawinen füllte das Hochtal, und nachts klirrten die Scheiben der Fenster, zitterten die Häuser unter dem Luftdruck.

Der Polizeihauptmann mit seinem Wachtmeister konnte nicht mehr hinab, eingesperrt sind sie hier oben wie wir Roccaner und müssen den Frost abwarten. Nur sind wir es gewohnt, während sich die zwei wie Gefangene vorfinden.

Sie sitzen in Allmens Stube, fluchen und spielen den ganzen Tag mit viel Geschrei Mora. Gefangen sind sie statt einen zu fangen.

Den Schützen vom Berg!

Dreimal waren sie schon hier, und einmal sind sie auch zum Felsennest hinaufgestiegen. Das war das einzige Mal, daß ich von Mina etwas hörte. Mein Fragen mochte wohl so erregt gewesen sein, daß Hauptmann Trojani merkte, woher der Wind blies. Aber er ist höflich, ein eleganter Weltmann, und machte, als merke er nichts. „Ich habe die junge Dame flüchtig gesehen — ah, quella bellezza! So etwas wächst in der Wildnis! Aber sie blieb während unserer Anwesenheit in ihrer Stube, und als wir diese durchsuchten, sah sie schweigend am Fenster. Der Alte war immer dabei — dio mio, welch ein Mann! Man kann ihn fürchten und auch bewundern. Dabei schlau wie ein Fuchs. Ich bin doch überzeugt, daß er geschossen hat. Die Feindschaft zwischen ihm und Julen war bekannt.“

Ich faßte beruhigend ihre Hand. „Wir kennen uns eben noch so Gewisse, daß Gian Badrutt mich hatte aus dem Wege räumen wollen. Und Beni, dieser wundervolle, gute Mensch, sagte auch nichts. Mir zuliebe!“

Die Angelegenheit versichert im Schnee, der die Berge deckt, im Schnee, der längst jede Fußspur getilgt hatte, welche Zeuge der furchtbaren Stunde im Gefels der Bergine sein konnte. Die Behörden haben den „Fall“ energisch aufgeriffen, weil sich hier eine Gelegenheit bot, den widerborstigen Roccanern etwas am Zeug zu flicken, aber genügt hat diese Energie nichts. Jrgendwo am Berg ist das Gewehr versteckt, aus dem jene Kugel kam. Bei Badrutt wurde natürlich nichts gefunden. Langsam wächst mein guter Beni wieder dem Licht entgegen. Wenn die Sonne über den Gipfeln steht, sitzt er in Decken gehüllt vor dem Haufe und liest oder starrt vor sich hin. Um dieses kleine bescheidene Leben habe ich monatelang gerungen, und nun ist's soweit, daß es mir der Herrgott gnädig abgelassen hat.

Meine Aufzeichnungen habe ich darüber vernachlässigt, und erst jetzt finde ich durch die Muße, welche uns allen der Lawinenferker aufzwingt, Zeit zum Schreiben.

Manchmal war mir, als sei das trogige Leben, das sich unter den Graten eingeknistet hat, erstorben. War Badrutt geflohen, hat er nach der Kugel, die er in jäher Haßaufwallung nach mir — ja, gewiß nach mir! — sandte, sein Herrschertum aufgegeben und ist ins Exil der lauten Welt geflohen?

Nachts ist der Berg schwarz und still, die zitternde Lichterschlange nicht mehr zu sehen. Die Männer von Rocca take Arbeit auf Acker und Alp, saßen abends vor ihren Häusern und gingen nicht mehr geheime Wege. Der Schnee deckte handhoch den Boden, nach seinem ersten Fall streifte ich täglich die Umgebung ab, um Spuren zu finden, die nach oben leiteten.

Nichts! Und es mußten doch die Vertrauten des Badrutt zu ihm gehen, er brauchte ja Nahrung. Zumindest das, wenn schon nichts anderes.

Fortsetzung folgt.

Advent

Seltam, daß wir uns jedes Jahr neu dem tiefen Erlebnis hinzugeben vermögen, das uns durch Wochen und Tage so tröstlich und verheißend den Weg bereitet zum lieblichsten aller unserer Feste.

So wie uns das erste scheue Erwachen der Erde, das erste Spikchen frischen Grases immer wieder glückverheißend erfreut, gleichviel ob wir uns duzend und aber duzend Male dem Frühlingshoffen hingegeben, so vermögen die ersten Tage im Advent mit Kerzenglanz und Harzgeruch in uns jene frohen Saiten anzustimmen, die uns mit ihren stillfröhlichen Weisen durch die erwartungsfrohen Wochen vor Weihnachten durch die Tage begleiten.

Ich wüßte nicht, was mich so mit ausgeglichener Ruhe und Harmonie erfüllte, als das tiefe Erleben dieser Tage im Advent.

Mag die Erde noch so trostlos im Banne des Winters daliegen, mögen auch Sorgen mir Herz und Sinn gefangen nehmen, ein tröstlicher Gedanke siegt in mir: Weihnachten wird dennoch und sogar in Bälde kommen, Weihnachten, das Fest der Liebe, steht bevor!

Das ist's, was den zum Empfange und zur Hingabe bereiten Menschen in den Tagen des Advents erfüllt. Ueberall auf dem Erdenrund wird es Menschen haben, die demselben Erlebnis entgegengehen. Vielen Millionen leuchtet das Licht der Liebe im Advent auf dem Weg, der sie hin zur Krippe oder zum Lichterbaum führt! Nicht nur ich allein freue mich auf Weihnachten. Unzählige sind von derselben Vorfreude, derselben hingebenden Liebe erfüllt. Wenn wir uns auch nicht mehr so märchenhaft, so kindlich unbeherrscht freuen können, so steht doch hinter unserer Freude der Reichtum der Erlebnisse all der

vergangenen Lebensjahre und das bewußte Erfassen des tief-christlichen Sinnes dieser vorbereitenden Zeit.

Liegt nicht schon ein tiefes Glück darin, zu wissen, daß in den Beziehungen der Menschen zueinander in den Wochen vor Weihnachten eine allumfassende Herzlichkeit liegt? Ist es nicht tröstlich zu wissen, daß selbst die ganz Nüchternen, ganz Sachlichen mitgerissen werden, wenn diese all umfassende Herzlichkeit, die Güte und die Liebe am Feste selbst zur Auslösung kommt? Ist es nicht tröstlich zu wissen, daß selbst die Hartherzigen, die Zurückhaltenden, ja sogar die Egozentrischen ihre Herzen und Hände öffnen müssen in diesen festlichen Zeiten, weil die Liebe im Advent und in den Tagen vor Weihnachten wie ein gewaltiges Erleben das Weltall durchpulst und bei jedem einzudringen versucht, so sehr er sich auch dagegen wehrt?

Ich weiß, es wird dennoch viele geben, die mit verächtlichen Blicken und hämischen Worten das Treiben, Vorbereiten und Freuen auf das weihnachtliche Fest als eine veraltete Gemüts-sache verwerfen. Sie zucken die Achseln und nennen das alles Gefühlsduselei. Sie wollen all diesen Ballast an Gefühlen und

Empfindungen abtun und in kalter Sachlichkeit diese Sitten und Gebräuche über Bord werfen. Es sind jene Menschen, die keine Tradition in sich haben, jene Menschen, die im Herzen eine ungestillte Sehnsucht tragen und keinen Weg zur Freude finden, weil sie für die Vorfreude nicht bereit sind.

Die Bereitschaft des Herzens und die Empfänglichkeit der Seele müssen wir uns auch im Tempo unserer heutigen Zeit bewahren, wenn wir Weihnachten im urchristlichen Sinne feiern wollen.

Die Tage im Advent festigen diese Bereitschaft, sie wecken in uns jenes heglückende Gefühl des Gebens und Empfangens, jene herzliche Wärme der Liebe, die uns alle miteinander verbindet zu einer Gemeinschaft.

Unendlich reich beschenkt uns darum der Advent mit seinen Heimlichkeiten, seinem geschäftigen, glückhaften Tun, seinen geheimnisvollen Erwartungen, seiner ungestillten Neugierde, seiner neu erwachten Gebefreude und dem Willen zum Frieden, auf daß uns allen ein wahrhaft glückliches Fest der alles umfassenden Liebe werde. M. Sch.

's Mosimann Breneli

Von Erika Jemelín.

Daß Vater Mosimann freundlich in die Welt blickt, könnte niemand mit gutem Gewissen behaupten. Nein, gutmütig sind diese zusammengekniffenen Augenlein, der schmallippige Mund mit den tiefen Kummerfalten nicht, und wenn es darauf ankommt, hat Mosimann einen harten und eigensinnigen Bauernschädel. Aber sein Rücken ist nicht vom Faulenzen krumm geworden, und die herben, sonnverbrannten Hände sind bedeckt mit Schwielen und Sprüngen. Arbeit, nimmermüdes Schaffen und tägliche Sorgen haben seinem verwetterten Gesichte den Stempel aufgedrückt.

Trotz Unwetter, Seuchen und Mißernten hat er beharrlich ein Leben lang dem Stückchen fruchtbaren Boden, das er sein eigen nennt, das tägliche Brot abgetrotzt, hat das Gütlein, das ihm sein Vater schuldbeladen zurückließ, aus dem Schlimmsten herausgewirtschaftet. Heimlich leuchtet das rote Ziegeldach aus fäglich grünen Obstbäumen zum Bauer hin, der gleichmäßig mit unbarmherzigen Senfeskrichen Gras mäht.

„Und nun kommt so ein Habenichts, ein junger Nichtswisser daher und will sich das Matkli mit samt dem schmucken, sauer erarbeiteten Hof erobern!“ Mosimanns Miene wird immer düsterer, halbblau spricht er vor sich hin, wie es alte Leute, die oft alleine sind, zu tun pflegen. Dann wischt er sich mit grimmiger Bewegung den Schweiß von der Stirn und geht mit schweren Schritten über die Wiese dem Hause zu. —

Das Tischgebet ist gesprochen und schweigend löffeln die drei ihre Suppe. Ein schmaler vorwitziger Sonnenstrahl huscht durchs Fenster, schleicht über den dunkeln, mächtigen Eichenschrank, der noch vom Großvater stammt, und bleibt dann auf dem gebleichten Scheitel der Mutter haften. Breneli, die ihr gegenüber sitzt, und deren fröhliches Gepolter schon oft über Verdruß und schlechte Laune hinweggeholfen hat, schießt sie und da zum Vater hin. Streng stehen die Falten um seinen harten Mund, und jedermann kann wissen, daß das kein gutes Zeichen ist. Mit einem verlorenen Lächeln schaut das Mädchen auf seinen Teller nieder und sein junges Herz singt eine scheue, innige Melodie. Heute kann ihr niemand die Augen trüb machen, nicht einmal die finstere Miene des Vaters. Etwas Wunderschönes ist in ihrem einfachen Dasein aufgegangen. Heimlich und leuchtend, strahlend wie die Morgensterne, wenn sie hinterm nahen Wald hervorblickt und die Vögel ihr frühes Lied beginnen.

Da steht Vater Mosimann auf. Mit viel Gepolter und Aufmerksamkeit heischend schiebt er seinen Stuhl zur Seite. Dröh-

nend und wuchtig fällt seine Faust auf das rohe Holz des Tisches.

„Daß du's nur weißt, Matkli! Ich dulde nicht, daß man dich noch ein einziges Mal mit diesem Burschen, dem Guggacher Kari sieht! Das würde dem so passen, mit dir zu schwänzeln, um auf dem Hof Meister zu werden. Der Alte, der Mosimann, hat ausgedient, den stellt man einfach auf die Seite. Aber noch bin ich hier der Herr im Haus und dieser Kerl soll nur kommen, ich will ihm dann gehörig heimleuchten. Die Späken pfeifen es von den Dächern, daß die Guggachers bis zum Halse in den Schulden stecken. Ich will schon dafür sorgen, daß das Nebägeln ein Ende hat, so wahr ich Mosimann heiße!“

Wie ein eifriger Hagelschauer haben sich seine empörten Worte über die beiden Frauen ergossen, und er hätte wohl noch lange so weiter gewettert und seinem schon den ganzen Vormittag unterdrückten Zorn Luft gemacht. Aber dem Breneli laufen verdächtige Tropfen aus den eben noch so strahlenden Blauaugen und seine Lippen zittern vor verhaltenem Schluchzen. Das rührt der Mutter das Herz. Sie mischt sich zwar nicht gerne in Vaters Angelegenheiten, denn sie hat auch schon den Kürzern gezogen. Aber leise und verflohen, wie das ferne Lied einer unvergeßlich schönen Jugenderinnerung überflutet eine ungewohnt warme Regung ihr Mutterherz.

„So Vater, nun ist's aber genug! In dieser Geschichte habe ich auch noch ein Wörtlein mitzureden. Der Kari ist ein Braver und der alte Guggacher ist auch nicht alleine Schuld, daß ihm die Schulden über den Kopf wachsen. Sind ihm nicht letztes Jahr drei Rüge umgestanden? Aber ich weiß wohl, was dir im Sinn liegt. Es wäre halt gar zu schön, wenn s'Breneli Eggihaus-Bäuerin würde. Laß doch das Matkli in Ruhe mit deinen ehrgeizigen Plänen. Schon den Päufl, den armen Teufel hast du vom Hofe vertrieben mit deinen einfältigen Reden. Hast ihm an den Kopf geworfen, er sei hinter dem Breneli her, um später hier Meister zu werden. Als Verdingbub ist er zu uns gekommen, ist uns jahrelang ein treuer Knecht gewesen und hat geschafft vom Morgen bis zum späten Abend. Bis er gemerkt hat, welches Mißtrauen du ihm entgegenbringst und er von selbst gegangen ist. Schön war das nicht, Vater, und den Päufl habe ich immer gern gehabt.“

Mosimann läuft vom Tisch zum Ofen und stapft von dort zur Tür. Er ist wütend und zugleich erstaunt, seine Frau so voller Eifer reden zu hören. Da kenne sich einer aus bei den Weibern! Ohne viel große Worte zu machen und ihre Pflichten ge-